Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 30. 7. 1939 | Nr. 31

Vor 25 Jahren begann der Weltkrieg!

In diesen Tagen des ausgehenden Juli und am Beginn des Monats August ist ein Vierteljahrhundert seit dem Beginn des Weltkrieges von 1914 bis 1918 vergangen. Die historischen Ereignisse am Eingang dieser bisher gewaltigsten Katastrophe unseres Jahrhunderts hat **Werner Beumelburg** in seinem bei Gerhard Stalling in Oldenburg herausgegebenen Werk **„Sperrfeuer um Deutschland"** in dramatischem Aufbau mit der edlen Sprache des Dichters geschildert. Wir zitieren aus diesem „Roman eines ganzen Volkes" folgenden auf einwandfreien historischen Tatsachen fußenden Abschnitt:

Am 28. Juni krachen in den Straßen von Serajewo, der bosnischen Hauptstadt, die Revolverschüsse, die ein serbischer Student abgefeuert. Der österreichisch-ungarische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, und seine Gemahlin sind die Opfer.

Das Echo dieser Schüsse schallt über Europa und bringt den ganzen Erdteil zum Erzittern.

Woher der Haß gegen den Erzherzog?

Serbien, von der Idee des Nationalstaates erfüllt, die das neunzehnte Jahrhundert kennzeichnet, wartete mit Ungeduld auf den Tod des alten Kaisers Franz Joseph. Alle Welt wußte, daß in erster Linie seine ehrfurchtgebietende Person die auseinanderstrebenden Teile der Donau-Monarchie aneinanderband. Auch Franz Ferdinand, der Thronfolger, war davon durchdrungen. Sein Streben ging dahin, durch innere Reformen und Zugeständnisse an die mannigfachen Nationalitäten innerhalb der Monarchie einen bindenden Ersatz für die Gestalt Franz Josephs zu finden. Er machte sich anheischig, die feindlichen Glieder untereinander zu versöhnen und ein Neues zu schaffen.

Wo aber blieb dann die Erfüllung der großserbischen Pläne? Sie konnte allein durch die Zertrümmerung Österreich-Ungarns herbeigeführt werden. Nein, dieser Thronfolger stand Serbien im Wege — er mußte verschwinden. Am 4. Juli sendet der bedauernswerte alte Kaiser, der soviel Unglück in seinem Hause sah, ein Handschreiben an seinen kaiserlichen Verbündeten in Berlin und erklärt darin, daß Österreich-Ungarn nun der hemmungslosen serbisch-russischen Agitation auf dem Balkan nicht mehr untätig zuschauen könne. Das Verbrechen von Serajewo verlange nach Sühne.

Kaiser Wilhelm bringt in seiner Antwort zum Ausdruck, daß auch er die Lage für ernst halte. Gleichwohl begibt er sich auf die gewohnte Nordlandreise. Auch die amtlichen Stellen der deutschen Politik halten sich in den ersten Tagen noch zurück. Man glaubt noch nicht an die Wahrscheinlichkeit einer kriegerischen Verwicklung und verläßt sich auf die Arbeit der Diplomatie. Als sich aber die unmittelbar drohende Kriegsgefahr immer deutlicher abzeichnet, setzt eine energische deutsche Friedenspolitik ein.

Am 22. Juli gibt der Österreichische Botschafter in Berlin der Deutschen Regierung Kenntnis von dem Text des Sühne-Ultimatums, das bereits von Wien aus unterwegs nach Belgrad ist. Der Reichskanzler findet den Inhalt ziemlich scharf und drückt sein Befremden aus, daß man ihn nicht vorher zu Rate gezogen hat.

Das Ultimatum, am 23. Juli in Belgrad überreicht, fordert eine Erklärung der Serbischen Regierung, daß sie die großserbische Propaganda verurteile und in Zukunft bestrafen werde. Eine Untersuchung gegen die Geheimorganisation der Mörder, die berüchtigte „Narodna Obrana", soll auf serbischem Boden unter Mitwirkung österreichischer Beamter stattfinden. Das Ultimatum ist mit zwei Tagen befristet.

Am nächsten Tage wendet sich Serbien an Rußland und erklärt in Petersburg, daß es den Ratschlägen folgen werde, die man ihm dort gebe. Abermals einen Tag später antwortet die Serbische der Österreichischen Regierung. Die Antwort nimmt in wesentlichen Punkten die Wiener Forderungen an. In anderen Punkten ist sie ausweichend und hinhaltend abgefaßt. Ihre Bestimmung ist, die Entscheidung noch wenige Tage hintanzuhalten. Rußland braucht Zeit, um sich mit seinen großen Verbündeten ins Benehmen zu setzen.

Durch die Drähte zwischen Berlin, London, Paris, Petersburg, Wien und Rom jagen die Depeschen. „Lokalisierung" des Konflikts oder nicht?

England und Deutschland sind gemeinsam darum bemüht. Rußland und England fordern, daß Österreich die Laufzeit des Ultimatums um zwei Tage verlängert. Deutschland befürwortet diesen Vorschlag in Wien. Die Deutsche Regierung spricht deutliche Worte in Wien und erklärt, Deutschland sei nicht bereit, durch Mißachtung seiner Ratschläge sich in einen unabsehbaren Weltenbrand hineinziehen zu lassen. Berlin fordert, daß Wien sich unmittelbar mit Petersburg auseinandersetze.

Der dringende Appell kommt zu spät.

Die im Dunkeln wirkenden Mächte, die in Petersburg das Heft in der Hand haben, arbeiten schneller. Des russischen Beistandes sicher, hat Serbien schon vor der Überreichung seiner Antwort an Österreich die Mobilmachung seiner gesamten Armee angeordnet. Der Österreichische Gesandte verlangt seine Pässe und verläßt noch am 25. Juli Belgrad. Als Antwort auf die serbische Mobilmachung befiehlt Kaiser Franz Joseph am Abend des 25. Juli die Mobilisierung einiger Armeekorps gegen Serbien.

Rußland, offiziell immer noch bemüht, mit England und Deutschland zusammen den Konflikt zu lokalisieren, hat insgeheim und tatsächlich diese Rolle längst aufgegeben. Während die diplomatischen Verhandlungen noch im Gange sind, ordnet der Zar in der Nacht vom 25. auf den 26. Juli schon den Beginn der „Kriegsvorbereitungsperiode" an, die in Wahrheit schon einen Teil der Mobilmachung selbst bedeutet.

Kaiser Wilhelm, immer noch auf seiner Nordlandreise, steht im Telegrammwechsel mit dem Zaren, dessen Worte von Versicherungen der Friedensliebe voll sind, obwohl er schon seinen Namen unter Schriftstücke gesetzt hat, die den Krieg fast unvermeidlich machen.

Österreich, durch die serbische Mobilmachung und durch das Ausbleiben einer Vermittlung zum Handeln getrieben, erklärt am 28. Juli Serbien den Krieg. Auch jetzt noch hütet es sich, irgendeine Handlung zu begehen, die als Feindseligkeit gegenüber Rußland gedeutet werden könnte. Eine allerletzte Möglichkeit zur „Lokalisierung" besteht immer noch — wenn Rußland will.

Rußland will nicht. Am 29. Juli antwortet es mit der Kriegsbereitmachung seiner Korps in den Bezirken von Odessa, Kiew, Moskau und Kasan. Dreizehn Korps marschieren gegen Österreich auf.

Nun spricht Wien notgedrungen die Gesamtmobilmachung seiner Truppen aus.

Kaiser Wilhelm beschwört den Zaren abermals, die russischen Vorbereitungen einzustellen. Während der Zar ausweichend antwortet, erzwingt in Petersburg seine Umgebung von ihm die Mobilisierung aller russischen Streitkräfte. Man will Deutschland einen Zeitvorsprung abjagen.

Jetzt ist die Katastrophe fast unabwendbar. Man kann nur noch einen letzten Versuch machen, sie auf den Osten und den Süden zu beschränken. Alles hängt von der Haltung Englands und Frankreichs ab.

Aber die Rollen sind allzulange und allzugründlich vorbereitet. Es gibt kein Einhalten mehr. England erklärt in Paris, daß es die Abmachungen von 1912 innehalten wird. Das heißt, es wird in einem deutsch-französischen Konflikt auf Frankreichs Seite stehen. Die Französische Regierung, aller Sorgen entledigt, sagt dem Deutschen Botschafter in Paris klipp und klar, daß Frankreich bei einem Konflikt zwischen Rußland, Österreich und Deutschland keine Neutralität zusichern könne, und daß seine Handlungen nur von seinen eigenen Interessen bestimmt sein würden. Ohne weitere Erklärung wird die Mobilmachung der gesamten französischen Streitkräfte befohlen. Vorbereitungen dazu sind schon seit Tagen im Gange.

Es ist der 1. August 1914.

Noch einmal läßt Deutschland in London anfragen, ob England sich neutral verhalten wolle, wenn Deutschland

Das Vermächtnis.

Alle lieben Brüder, die schon gefallen sind,
Reden aus Stein und Scholle, sprechen aus Wolke
und Wind.

Ihre Stimmen erfüllen mit Macht den Raum,
Ihre letzten Gedanken weben in jedem Traum.
Wieder die Stimme, gehalten und priesterlich:
„Bruder im Leben, lebendiger Bruder, hörst du mich?
Schreibe: Wenn in würgender Schlacht ein Bruder
fällt,
Geht nur sein Leib verloren, bleibt doch sein Werk
der Welt

Daß kein wirkender Wille von seinem Werke läßt,
Macht den Sinn des Lebens hiebsicher und kugelfest.
Brandgewölke, verzieh! Zerteil dich, Pulverdampf!
Stärker als alle Kämpfer und ewig ist der Kampf.
Schreibe: Jeder gefallene Bruder wirbt
Neue Hände, daß sein verlassenes Werk nicht stirbt.
Darum ist der toten Brüder letztes Gebot:
Haltet das Werk am Leben, so ist kein Geopferter
tot!"

Nacht um Nacht sich in meine Seele brennt
Tief der toten Brüder Wille und Testament.
Wieder hör ich die Stimme voll dunkler Kraft:
„Klagt nicht — schafft!"

Karl Bröger.

Moltkes Briefe an seine Braut.

Generalfeldmarschall Helmuth Graf von Moltke wurde am 26. Oktober 1800 als Sohn eines früher preußischen Offiziers, späteren dänischen Generals und der Tochter eines preußischen Geheimen Finanzrats in Parchim (Mecklenburg-Schwerin) geboren. Er wurde im dänischen Kadettenkorps erzogen und 1819 dänischer Offizier. Drei Jahre später trat er in das preußische Heer ein. Im Jahre 1835 unternahm er eine Reise in den Orient, wo er dem Großsultan Mahmud ein wichtiger Ratgeber für dessen militärische Reformen wurde. Er nahm für mehrere Jahre einen Urlaub nach der Türkei und spielte in dem türkischen Feldzug gegen Mehemed Ali (1839) eine führende Rolle. Nach seiner Rückkehr als Kapitän besuchte der jetzt 41jährige Moltke seine Schwester Auguste, die einen westindischen Plantagenbesitzer englischer Abstammung John Heiliger von Burt geheiratet hatte, aber bei ihrem Schwiegervater in Itzehoe (Schleswig) lebte. Dort wurden auch die beiden Töchter des John von Burt aus dessen erster Ehe mit der verstorbenen Ernestine von Staffeldt erzogen. Diese Stieftöchter von Moltkes Schwester Auguste hießen Jeanette und Marie. Mit der jüngeren von ihnen, der erst 16jährigen bildschönen Marie von Burt, verlobte sich Helmuth von Moltke im Jahre 1841. Ein Jahr später — am 20. April 1842 — wurden beide in der Sankt Laurentius-Kirche zu Itzehoe getraut. In der Zwischenzeit sind die berühmten Brautbriefe des späteren Generalfeldmarschalls entstanden, der damals wieder im Großen Generalstab in Berlin seiner Arbeit nachging. Wir lassen einige Proben dieser Briefe folgen, die in das Gemütsleben eines der größten Männer der preußisch-deutschen Geschichte einen Einblick geben. Marie von Moltke ist am Heiligen Abend 1868 nach einer kinderlosen, aber überaus glücklichen Ehe an den Folgen einer akuten Erkältung in Berlin gestorben. Ihr Gatte, der sie niemals vergessen hat, überlebte sie um Jahrzehnte. Er ging im 91. Jahre seines Lebens am 24. April 1891, 50 Jahre nach seinem Brautstande, in die Ewigkeit.

Die Briefe des Generalfeldmarschalls an seine Braut und Gattin sind in einer zweibändigen Sammlung erschienen. Wer mehr über Helmuth Moltke lesen will, der studiere das ausgezeichnete Buch von Eckart von Naso: „Moltke, Mensch und Feldherr", das im Verlag von Wolfgang Krüger in Berlin erschienen ist.

Berlin, den 27. Mai 1841.

Mein teures, liebes Mariechen! Da sitze ich nun schon zwei Tage in Berlin ohne Dich. Die Geschäfte des Tages haben Dein liebes Bild in den Hintergrund meiner Seele gedrängt, „doch wenn in unserer engen Zelle das Lämpchen freundlich wieder brennt, dann wird's im eigenen Innern helle, im Herzen, das sich selber kennt", dann lebst Du in meinen Gedanken, ich sehe Deine freundliche Erscheinung und glaube zuweilen, daß Deine Seele mir nahe ist.

Während der Reise hierher hab ich Dich auf allen Schritten begleitet, ich folgte Dir an Bord des Dampfschiffes, während der Eilwagen über die preußische Grenze fuhr; als die Sonne unterging, sah ich die schwarze Rauchsäule in den grünen Wiesen bei Itzehoe emporwirbeln. Mama war an der Landestelle Euch entgegengekommen, zu Hause dampfte schon der Tee, mein Platz war leer, aber Ihr gedachtet meiner freundlich und erzähltet was Ihr in Hamburg gesehen und erlebt. Als Du noch schliefst, rasselte unser Postwagen die Linden herauf, und ich eilte in meine Wohnung .... Ich hoffe, Jeanette wird uns viel besuchen, daß Du Dich anfangs sehr verlassen fühlen möchtest, wenn Du so ganz aus dem liebevollen Kreise scheiden solltest, in welchem Du aufgewachsen bist und wo Dich alle so lieb haben. Möchte ich Dich doch für alles entschädigen können, was Du um meinetwillen aufgeben mußt. Ja, liebe Marie, ich bitte Gott aufrichtig, daß, wenn ich Dich nicht glücklich machen kann, er mich lieber vorher abrufe. Laß uns von beiden Seiten guten Willen und Vertrauen mitbringen und Gott das übrige anheimstellen.

Süße Marie, wenn Du abends nach neun Uhr nach Süden blickst, so wirst Du einen prachtvollen Stern am Horizont aufsteigen sehen. Es ist derselbe, den meine selige Mutter so oft bewunderte. Ich sah ihn nie, ohne dabei an sie zu denken, und habe den Glauben, daß es mein guter Stern ist. Denke dann an mich.

Du Ärmste mußt nun wohl bald mit Mama alle die Visiten machen, die ich schuldig geblieben bin. Es wird noch öfter Dein Schicksal sein, da zu versöhnen, wo ich mit meinem verschlossenen, oft unfreundlichen Wesen die Leute verletzte. Du sollst überhaupt mein guter Engel sein, und ich nehme mir fest vor, mich zu bessern, damit ich Deiner würdiger werde.

Nun gute Nacht, teure Marie, schlafe süß und sanft.

*

Berlin, am 2. Pfingstfeiertag 1841 abends.

Kaum war mein Schreiben vom 27. an Dich abgegangen (ich denke, gerade heute wirst Du es erhalten haben), so erfreute mich der Briefbote mit Deinem süßen Brief vom 26., den ich alle Tage ein paar Mal durchlese. Herzlichen Dank für die ausführliche Beschreibung Deines Tagewerkes: ich kann Dir nun zu jeder Stunde folgen und weiß Dich im Ankleidezimmer oder in der Küche, beim Vorlesen oder auf der Promenade zu finden. Vielleicht sitzest Du eben jetzt auf dem trauten Plätzchen in der Gartenlaube, wo der Mond Dir durch die Jasminzweige leuchtet, vielleicht blickst Du eben in sein blasses Antlitz, welches auch zu mir so freundlich in die offenen Fenster hinein scheint, als ob er mich von Dir grüßen wollte.

Da Du meine türkischen Briefe liesest, so schicke ich Dir einige Hefte mit Ansichten, die so treu sind, daß ich bei einigen glaube, mitten in der Landschaft zu stehen. Fast alle darin enthaltenen Stellen sind mir wohlbekannt und kommen in dem Buche vor. Aber was fängt denn Papa während der Vorlesung an, die ihn nicht sonderlich interessieren wird? Ist er noch verdrießlich? Du erhältst ferner mit derselben Gelegenheit ein kleines Andenken aus Neapel. Daß Du den alten schäbigen Hut nicht hast fortgeben wollen, bloß, weil er Dich an das schäbige alte Gesicht erinnert, was darunter gesteckt hat, das hat mich ordentlich gerührt.

Liebe Marie, schreib mir recht ausführlich; denn alles, auch das Geringste, interessiert mich. Ich bin beim Schreiben viel schlimmer dran, denn meine Welt kennst Du nicht. Wenn Du erst einmal in Berlin gewesen bist, werden wir viel mehr Anknüpfungspunkte für unsere Briefe haben. Aber das freundliche Itzehoe steht so lebhaft vor mir, daß ich Dich dort in jeder Umgebung sehe.

Gute Nacht und, so Gott will, auf baldiges Wiedersehn.

*

Berlin, Donnerstag, den 3. Juni 1841 abends.

Wie sehr sehne ich mich, liebe Marie, bald wieder von Dir zu hören. Vielleicht ist schon wieder ein Brief von Dir unterwegs, aber ich warte ihn nicht ab, sondern plaudere schon vorher ein bißchen mit Dir. Der Vollmond steht meinen Fenstern strahlend gegenüber, gewiß siehst Du ihn heute auch noch an. Wäre er doch ein Hohlspiegel, und ich erblickte Deine lieben süßen Züge darin, Deine nußbraunen Augen und sanftlächelnden Mundwinkel. Dicht daneben steht der große Stern, von dem ich Dir schrieb. Oft, wenn ich in fernen asiatischen Steppen den langen, heißen Tag geritten und die Nacht herabsank, ehe die müden Pferde ihr Nachtquartier erreicht, oder wenn ich auf dem flachen Dach der Wohnung meine Teppiche zum Lager breiten ließ, trat er mit südlicher Klarheit aus dem Abendrot hervor und leuchtete so milde, als wollte er

garantiere, die Neutralität Belgiens zu achten und Frankreich einschließlich seiner Kolonien beim späteren Friedensschluß unversehrt zu lassen. London sagt lakonisch, es werde sich freie Hand wahren. In Wirklichkeit waren Englands Hände an Frankreich und Rußland gebunden.

Am Tage vorher hat der Deutsche Kaiser den „Zustand drohender Kriegsgefahr“ verkündet. Nun, am 1. August, flattert der Mobilmachungsbefehl über das Reich. Gleichzeitig mit ihm ergeht die Kriegserklärung an Rußand. Die übertriebene formale Gewissenhaftigkeit der Deutschen Regierung geht so weit, am 2. August auch Frankreich die Kriegserklärung zuzustelln.

Die Schüsse, die den Waffengang einleiten, sind indessen schon an allen Grenzen gefallen.

*

Das Kräfteverhältnis am Beginn des Weltkrieges

Das deutsche Heer zählte am 2. August 2 147 000 Mann; der Chef des Großen Generalstabes war damals Generaloberst Helmuth von Moltke. Österreichs Heer zählte 1 400 000 Mann und stand unter dem Oberbefehl von Franz Freiherr Conrad von Hötzendorf. Rußlands Armee unter dem Oberbefehl des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch zählte insgesamt 2 172 000 Mann. Frankreichs Heere zählten 2 150 000 Mann und unterstanden dem Marschall Joffre. Zunächst griffen von England 170 000 Berufssoldaten unter Leitung des Feldmarschalls French in das Ringen auf dem Kontinent ein. Im ganzen standen (mit denen der kleinen Mächte) rund 3½ Millionen Soldaten Mitteleuropas einer Armee von 6½ Millionen Feinden gegenüber.

Beatrice Cenci – ein berühmtes Bild

und die erschütternde Kriminaltragödie einer jungen Römerin.

Im Palazzo Barberini in Rom hängt ein Frauenbild, dessen Anschauen noch heute kein ernsthafter Rombesucher versäumt; schon über drei Jahrhunderte zwingt es mit seinem ergreifenden Ausdruck hoffnungslosen Leides jeden in seinen Bann. Guido Reni, der Malerfürst des 16. Jahrhunderts, hat es im Kerker Corte Savelle gemalt, die im Porträt Dargestellte ist eine Verurteilte, die einen Tag später ihr Haupt auf den Block legen mußte.

Als Reni, mit Erlaubnis des Gouverneurs von Rom und mit Einwilligung der Verurteilten ihre Zelle betrat, kniete sie gerade im Gebet vor dem kleinen Kruzifix, das an der Wand hing. Sie hatte schon das Kleid an, das sie sich zum Todesgang hatte anfertigen lassen, und das Haar hatte die Unordnung ihrer letzten Stunden. Reni getraute sich nicht, sie in dieser Realistik zu malen; er legte ihr ein Stück Stoff um und setzte ihr einen Turban auf, um das Schreckliche des Anblicks zu mildern.

Reni hat seine Sehnsucht, diesen Mädchenkopf im Bilde für die Ewigkeit festzuhalten, hart büßen müssen. Kaum hatte der Künstler das Bild fertiggestellt, als er seelisch zusammenbrach und in Fieberdelirien verfiel. Er hat lange mit der Erinnerung an diesen seltsamen Besuch im Kerker kämpfen müssen.

Das Schicksal der Dargestellten, die Frage, ob sie schuldig oder schuldlos hingerichtet sei, hielt die damalige Kulturwelt jahrzehntelang nach ihrem Tode noch in Atem und Aufregung. Es ist

Beatrice Cenci, die schönste Frau Roms,

und des Kirchenstaates, nach dem Zeugnis ihrer Zeitgenossen. Sie wurde nach einem langen Prozeßverfahren wegen Anstiftung zum Vatermord am Sonnabend, dem 11. September 1599, mit ihrer Stiefmutter und ihrem Bruder unter ungeheurer Aufregung ganz Roms öffentlich hingerichtet.

Beatrice Cenci entstammte der reichsten Familie Roms. Ihr Vater war Francesco Cenci, der ein fluchwürdiges Leben führte, zum Entsetzen ganz Roms; dessen ungeheurer Reichtum ihn aber immer wieder aus Haft und Gefängnis befreite; denn die damaligen Machthaber brauchten für ihre vielen Kriege Geld und immer wieder Geld. Seine erste Frau, die ihm sechs Kinder geboren hatte, mißhandelte er so, daß sie nach einem solchen Roheitsakt starb. Einige Monate nach ihrem Tode heiratete er Lucrezia Petroni. Innige Liebe, entstanden durch gleiche Leiden, verband bald Beatrice und die neue Stiefmutter.

Unerhört ist, was beide Frauen und auch die Söhne von dem Vater und Gatten erdulden mußten. Seine drei ältesten Söhne jagte er aus dem Hause und verweigerte ihnen jeden, auch den geringsten finanziellen Unterhalt. Der Papst mußte einschreiten und erzwang eine kleine Rente für sie. So zerrüttet war das Familienleben, daß diese drei Söhne, als der Vater wieder einmal wegen Verbrechens der Unzucht im Gefängnis saß, den Papst kniefällig baten, ihren Vater hinrichten zu lassen. Ein Lösegeld von fast 100 000 Skuti befreite Cenci auch diesmal.

Seine beiden Töchter, die bei ihm lebten, bekamen täglich Stockschläge von ihm; die eine entfloh, die jüngere aber, Beatrice, sperrte er von aller Welt ab. Als sie 18 Jahre alt war und zur blühendschönen Jungfrau heranreifte, wurde sie **in einem Gemach seines Palastes monatelang eingesperrt.** Hausgenossen hörten die entsetzlichen Mißhandlungen und die Schmerzensschreie der Unglücklichen. Die Stiefmutter aber, die sich für sie einsetzte, peitschte Cenci vor versammeltem Palastpersonal. Von dem Martyrium der unglücklichen Angehörigen sprach ganz Rom.

Nach den Akten des Prozesses wollte der Vater seine Tochter zwingen, seine Geliebte zu werden. Das war es auch, warum die Zeitgenossen in der Ermordung des alten Cenci, die am 9. September 1598 auf seiner Besitzung, dem Bergschloß Rocca Petrella im Napolitanischen, erfolgte, nur eine Strafe des Himmels sahen. Man hatte ihn eines Tages erschlagen hinter dem Hause gefunden.

Erst Monate darauf wurden Beatrice und ihre Angehörigen festgenommen.

In Neapel war eines Tages ein verdächtiger Bravo namens Marzia ergriffen worden. Auf der Folter hatte er eine Reihe Verbrechen eingestanden, so auch die Ermordung des Francesco Cenci. Als Anstifter hatte er Beatrice Cenci, ihre Mutter und ihre beiden Brüder benannt. Da man ihm nicht glaubte, zeigte er den Ort an, wo man in einem Familienbeutel der Cenci den zweiten Teil des vereinbarten Mordgeldes vergraben fand.

Vor den Augen Beatrices sollte Marzia in Rom sein Geständnis wiederholen. Ergriffen von der Schönheit des Mädchens nahm er alle seine Anschuldigungen zurück und ließ zum zweiten Male die Folter über sich ergehen. Er starb unter den Qualen der Prozedur, aber der Blick Beatrices, die dem fürchterlichen Vorgang bis zum Ende beiwohnen mußte, ruhte bis zuletzt auf ihm, dann wandte sie sich schluchzend ab. Schon schien Beatrice durch diese Wendung gerettet, da entstand ihr

ein Verräter unter ihrer eigenen Dienerschaft.

Und als dann der Mann floh, dem wohl ihr Herz gegolten hat, Monsignore Guerra vom päpstlichen Hof, übertrug der Papst den Kriminalfall einem als hart und brutal bekannten Richter seines Kollegiums. Dieser schritt zur

Tortur an allen Beschuldigten, auch an Beatrice.

Die schrecklichen Qualen entlockten ihr laute Wehrufe, aber sie gestand nicht. Schon wollte man die Folter abbrechen, da brachte ein Henkersknecht dem Untersuchungsrichter die Kunde, daß die Stiefmutter und die beiden Brüder, die in einem anderen Raume gefoltert wurden, gestanden hätten, die Mörder gedungen zu haben. Aber noch immer beteuerte Beatrice ihre Unschuld. Erst als sie das Geständnis aus dem Munde ihrer eigenen Verwandten hörte, rief sie: „Wenn ihr denn die Schande unseres Hauses für immer haben wollt, dann soll es sein.“ Und sie gab alles zu, was ihr und ihrer Mitschuldigen Todesurteil zur Folge hatte.

Eine Welle des Mitleids für sie ging durch den Kirchenstaat, durch ganz Italien.

Die Mehrzahl der Kardinäle und Roms Fürsten, selbst die Legaten von Florenz und Venedig warfen sich dem Papst zu Füßen, Beatrice zu begnadigen, ihr Leben und auch das ihrer Stiefmutter und ihrer Brüder zu erhalten. Der Papst bewilligte aber nur einen Aufschub von 25 Tagen, während deren die Verurteilten Verteidigungsschriften verfassen sollten. Nach dieser Frist überreichten Roms Advokaten dem Papst ein umfangreiches Gutachten und die Bitte, kein Todesurteil zu vollstrecken.

Der Papst schwankte lange Zeit.

Er verbrachte eine Nacht und zwei Tage damit, die Verteidigungsschrift der Advokaten, die 750 Seiten umfaßte und noch heute im Vatikanischen Archiv aufbewahrt wird, zu lesen. Schon glaubten die Kardinäle und die Advokaten, die Milde des Heiligen Vaters erreicht zu haben. Schon war der Befehl gegeben, wonach die Verurteilten in Einzelhaft zurückzubringen seien, da durcheilte Rom die

Schreckenskunde von zwei neuen Verwandtenmorden.

Als der Papst den Bericht über die neuen Untaten las, war er tief erschüttert und sagte, der Himmel weise ihm den Weg, den er zur Sühne begangener Verbrechen und zur Abschreckung aller, die noch auf gleiche Weise zu sündigen gedächten, zu gehen habe. Er gab dem Gouverneur von Rom, Ferante Taverna, Anweisung, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen.

In Rom schlug die Wendung der Dinge wie ein Gewitterschlag ein. Abertausende zogen nach der Corte Savella, vor die Tore des Gefängnisses. Aber alles Mitgefühl, alle Teilnahme des Volkes rettete die Unglücklichen nicht mehr. Übereinstimmend betonen alle Berichte jener Tage, daß Beatrice die Nachricht gefaßt aufnahm. Sie schluchzte zwar zuerst auf und rief:

„O Gott, o Gott, ich bin noch so jung“,

aber dann sank sie in die Knie und betete inbrünstig. Ihr letzter Wunsch, mit der Stiefmutter gemeinsam in der Kapelle die letzte Messe zu hören und das Abendmahl zu erhalten, wurde ihr gewährt.

Gemeinsam mit der Stiefmutter trat Beatrice Cenci am anderen Morgen ihren letzten Weg an, zu der vor der Engelsbrücke errichteten Richtstätte. Die Rosen, die Reni der Verurteilten tags zuvor gebracht hatte, mußte sie an der Tür des Gefängnisses zurücklassen. Ihre beiden Brüder, von denen der jüngste (er war kaum 15 Jahre alt) begnadigt wurde, während der andere nachher erschlagen und dann gevierteilt wurde, mußten die furchtbare Szene der

Hinrichtung von Stiefmutter und Schwester

mitansehen.

Viele entblößten auf dem Wege vor Beatrice das Haupt. Zuerst war das Urteil an der Stiefmutter vollstreckt. Da der Papst sich zum Gebet und zur großen Absolution für Beatrice nach der Kirche Monte Cavallo begeben hatte, dauerte es fast eine Viertelstunde, ehe der Henker Beatrice das Haupt abschlagen durfte. Während dieser gräßlichen Verzögerung stand Beatrice ohne Schleier auf der erhöhten Richtstätte.

Man stellte die Leichname der beiden Frauen vor der Bildsäule des heiligen Petrus an der Engelsbrücke aus.

Die tote Beatrice ließ der Konsul von Florenz in kostbare Gewänder kleiden,

mit Blumen über und über bedecken und zur Kirche von St. Pietro in Montorio schaffen, wo sie vor dem Hochaltar, der damals Raffaels letztes Bild, „Die Verklärung Christi“, trug (heute befindet es sich im Vatikan), beigesetzt wurde.

Am nächsten Morgen brachte ein Eilkurier dem Gesandten des Königs von Frankreich den Befehl, sich beim Heiligen Vater sofort für die Begnadigung der Beatrice Cenci einzusetzen. Zu spät.

Beatrice Cenci starb fünf Tage vor ihrem 20. Geburtstag.

Jahrhundertelang ist ihr Schicksal und die Frage, ob sie schuldig war oder nur für andere mitbüßte, durch die Geschichte gegangen.

In unvergänglicher Schönheit, in herzbeklemmendem Leid strahlt uns noch heute das Bildnis ihres letzten Erdentages in Renis Gemälde entgegen. A.

---

sagen: Reite nur getrost und vergiß alle Sorgen, Du wirst doch noch ein Herz finden, welches Dich liebt. Und so habe ich Dich gefunden, teure Marie; aber des Schicksals Sterne wohnen in der Menschen eigenen Busen, und Jeder ist so glücklich, als er es verdient. Würde ich es nicht mit Dir, so wäre es nur, weil ich nicht so rein und gut bin und nicht mehr werden kann wie Du. Je länger ich lebe, je mehr erkenne ich an, daß schon in diesem Leben die Vergeltung alles Guten und Bösen, wenigstens zum großen Teil, eintritt. Darum wirst Du, wie sich Dein äußeres Los auch gestaltet, das Glück des inneren Friedens nie entbehren, denn Du bist wie eine Blume, und ich bitte Gott, daß er Dich erhalte so lieblich, rein und hold . . . .

Gott verhüte, wenn ich die Jugend aus Deinem Leben wegstriche! Du wirst noch eine lange Reihe von Jahren eine junge, hübsche Frau sein und sollst, so hoffe ich, alle Freuden genießen, welche die Welt einer solchen bietet. Diese Welt, liebe Marie, hat ihre großen Lockungen und Genüsse, sie hat aber auch bittere Täuschungen und Kränkungen. Möchtest Du aus dem Kerzenschimmer der vergoldeten Säle nur immer gern in die eigene kleine Häuslichkeit zurückkehren, möchtest Du bei so vielen glänzenderen Erscheinungen nur immer das Gefühl bewahren, daß doch niemand es treuer mit Dir meint als Dein alter „Bär“ daheim, dann ist alles erreicht, was ich wünsche, und Du magst soviel Bälle und Konzerte, Theater und Soireen besuchen, wie es Dir Vergnügen macht. —

Sonntag abend. In diesem Augenblick mögt Ihr wohl noch um den Teetisch sitzen, oder Mama und Jeanette musizieren, Papa raucht die Zigarre und Du, meine kleine Marie, denkst wohl zuweilen an mich in meiner geräuschvollen Einsamkeit.

*

Berlin, Sonntag abends den 13. Februar.

. . . Nun sind es nur noch zehn Wochen, dann bist Du ganz mein eigenes, liebes, kleines Frauchen. — Ich wünsche mir recht die Zeit herbei, wenn wir auch so gemütlich beisammen wohnen werden. Gott gebe seinen Segen dazu! Laß uns immer recht aufrichtig miteinander sein und ja niemals schmollen. Lieber wollen wir uns zanken, und noch lieber ganz einig sein. Von Dir wünsche ich ein freundliches und gleichmäßiges, womöglich heiteres Temperament, Nachgiebigkeit in Kleinigkeiten, Ordnung in der Haushaltung, Sauberkeit im Anzuge und vor allen Dingen, daß Du mich liebbehaltest. Zwar trittst Du sehr jung in einen ganz neuen Kreis, aber Dein guter Verstand und vorzüglich die Trefflichkeit Deines Gemüts wird Dich sehr bald den richtigen Takt im Verkehr mit anderen Menschen lehren. Laß Dir's gesagt sein, gute Marie, daß Freundlichkeit gegen jedermann die erste Lebensregel ist, . . . und daß Du selbst gegen die, welche Dir nicht gefallen, verbindlich sein kannst, ohne falsch und unwahr zu werden. Die wahre Höflichkeit und der feinste Weltton ist die angeborene Freundlichkeit eines wohlwollenden Herzens . . . .

Dazu gehört allerdings, daß Du sprichst. Es kommt garnicht darauf an, etwas Geistreiches zu sagen, sondern womöglich etwas Verbindliches, und geht das nicht, wenigstens fühlen zu machen, daß man etwas Verbindliches sagen möchte. Das Gezierte und Unwahre liegt Dir fern, es macht augenblicklich langweilig, denn nichts als die Wahrheit kann Teilnahme erwecken. Wirkliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit sind der wahre Schutz gegen die Kränkungen und Zurücksetzungen in der großen Welt; ja, ich möchte behaupten, daß bei diesen Eigenschaften eine große Blödigkeit und Befangenheit nicht möglich ist. Wenn wir nicht anders scheinen wollen, als wir sind, keine höhere Stellung usurpieren wollen, als die uns zusteht, so kann weder Rang noch Geburt, noch Menge und Glanz uns wesentlich außer Fassung bringen. Wer aber in sich selbst nicht das Gefühl seiner Würde findet, sondern sie in der Meinung anderer suchen muß, der liest stets in den Augen anderer Menschen, wie jemand, der falsche Haare trägt, in jeden Spiegel sieht, ob sich auch nicht etwas verschoben hat.

Gerne werde ich es sehen, wenn man Dir recht den Hof macht; ich habe auch nichts gegen ein bißchen Kokettieren. Je mehr Du gegen alle verbindlich bist, je weniger wird man Dir nachsagen können, daß Du Einzelne auszeichnest.

Dafür mußt Du Dich in Acht nehmen, denn die Männer suchen zu gefallen, erst um zu gefallen, dann um sich dessen rühmen zu können, und Du wirst in der Gesellschaft weit mehr Witz als Güte finden. Es kann garnicht ausbleiben, daß ich im Vergleich mit anderen Männern, die Du hier sehen wirst, sehr oft zurückstehen werde. Auf jedem Ball findest Du welche, die besser tanzen, die elegantere Toilette machen, in jeder Gesellschaft, die lebhafter sprechen, die besserer Laune sind als ich. Aber daß Du das findest, hindert garnicht, daß Du mich nicht doch lieber haben könntest als sie alle . . . Nur dann erst, wenn Du etwas hast, was Du mir nicht erzählen könntest, dann sei dadurch vor Dir selbst und durch Dich selbst gewarnt. Und nun gib mir einen Kuß, so will ich das Schulmeistern sein lassen.

Noch eins, liebe Marie, wenn Du schreibst, so lies doch immer den Brief, den Du beantwortest, noch einmal durch. Es sind nicht bloß die Fragen, die beantwortet sein wollen, sondern es ist gut, alle die Gegenstände zu berühren, welche darin enthalten sind. Sonst wird der Briefwechsel immer magerer, die gegenseitigen Beziehungen schwinden, und man kommt bald dahin, sich nur Wichtiges mitteilen zu wollen. Nun besteht aber das Leben überhaupt nur aus wenig und selten Wichtigem. Die kleinen Beziehungen des Tages hingegen reihen sich zu Stunden, Wochen und Monaten und machen am Ende das Leben mit seinem Glück und Unglück aus.

*

Berlin, den 26. März 1842.

. . . Es trifft sich sehr hübsch, daß wir, ohne es verabredet zu haben, gleichzeitig kommuniziert haben. Ich war Donnerstag zur Vorbereitung und gestern, am Karfreitag, früh zur Kommunion. Unsere Gedanken werden sich bei dieser feierlichen Handlung wohl begegnet sein, möchte sie für uns beide einen Lebensabschnitt fortschreitender Besserung und Glückes bilden.

Du schreibst mir, daß Du oft verschlossen, und dann wieder ausgelassen bist. Das ist nun, die Wahrheit zu sagen, freilich lange nicht so gut, wie ein gleichmäßig ruhiges, heiteres Gemüt, aber jeder Mensch ist das in seiner frühen Jugend . . . Heiterer Gleichmut ist nicht nur ein großes Glück, sondern auch, so weit es von uns abhängt, eine Pflicht und ein Verdienst. Laß uns beiderseits danach streben; nur keine Launen, Prüderien und Empfindlichkeiten, und kämen sie vor, laß uns sehen, wer zuerst bereit ist, die Hand zur Versöhnung zu bieten.

Jemand hat gesagt, es gibt nur zweierlei Ehen: solche, wo der Mann unter dem Pantoffel steht, und — unglückliche. Ich verlange nichts Besseres als unter Deinem kleinen Pantoffel zu stehen, und es wird Deine Aufgabe sein, mich durch Sanftmut, Nachgiebigkeit und Güte auch dahin zu bringen. Gute Nacht liebe Marie! —